Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 11 **Bremen-Berlin, den 12. März** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Nach Jerusalem! Von Emil Felden. — Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Th. Achelis. — Zur Bekämpfung des Eides. III. Von G. Freybe. — Die Erziehung des Kindes zur Kunst. Von A. Portig. — Zapfenstreich. Von A. Urbain. — Vom Büchertisch.

Nach Jerusalem!

„Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem . . . Und sie werden des Menschen Sohn geißeln und töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen." (Luc. 18, 31, 33.)

Mit diesen Worten kündigt Jesus seinen Jüngern den Entschluß an in die prophetenmörderische Stadt hinaufzuziehen, in der ihn das gewöhnliche Schicksal der Propheten treffen würde. Denn Jerusalem tötet die Propheten und steinigt, die zu ihr gesandt sind! Doch sagt er nicht: „ich gehe hinauf", sondern: „wir gehen hinauf", er und diejenigen, welche sich seine Anhänger nennen. Die werden mit ihm leiden dadurch, daß sie zusehen müssen, wie ihr Prophet gegeißelt und getötet wird. Trotzdem soll, darf keiner von ihnen zurückbleiben. Diesem Leid und Kampf sollen sie nicht feige aus dem Wege gehen. Feiglinge kann Jesus nicht brauchen; nur tapfere und mutige Menschen können seine Jünger sein.

Ein Gang nach der prophetenmörderischen Stadt — das ist auch unser Leben, ist das Leben aller Menschen. Höchstens die machen eine Ausnahme davon, die mit dem Gefühl der höchsten Gleichgültigkeit durch die Welt trotteln, ohne die Fähigkeit begeistert oder niedergeschlagen zu werden oder zu denken und zu grübeln, zu streben und zu irren und wieder zu streben; die mit den Achseln zucken und spottend sagen: „was ist Wahrheit?"; oder die diese Frage aus Angst ein für allemal abgetan haben; oder die alles so genau wissen, als seien sie vom Anbeginn an dabei gewesen und des großen Gottes Ministerpräsidenten. Alle andern aber müssen den Leidensweg gehen. Die einen betreten ihn mit Wissen und Willen, indem sie wahrheitsdürstend, trotzig fragen: „was ist Wahrheit?" Die andern ohne Wissen und Absicht, indem die Welt und das Leben ihnen diese Frage so lange und so laut in Ohr und Herz hineinschreit, bis sie sie selber sich stellen müssen. Keiner wird geschont. Keiner! Denn Welt und Leben sind prophetenmörderisch. Und wer, wer hätte keine Propheten? Wer kämpfte nicht um sie, wenn sie angegriffen werden, voll Schmerz und Verzweiflung, wer klagte nicht um sie, wenn einer um den andern dahinsinkt?

Erinnerst du dich noch dessen, was du in der Schule in „Religion" lerntest? Wie kanntest du dich damals so schön aus in Gottes tiefsten Geheimnissen, wie gabst du so frisch und zuversichtlich Bescheid auf alle Fragen, deren Antwort den Weisesten verborgen ist? — Du dagegen wurdest von bescheideneren Männern unterrichtet, welche dich rüher hinwiesen auf die unergründlichen Rätsel der Welt. Bei euch beiden aber trat dasselbe ein: als ihr ins Leben tratet, da wankte der Bau, in dem bisher euer Glaube und Hoffen gewohnt. Spott und Hohn frecher Gesellen, leichtsinnige Reden lustiger Brüder, klagende und anklagende Stimmen von Menschen, die das Leben düster und arm und verwaist gemacht, ernste Fragen lieber Freunde, weise Schriften angesehener Gelehrten, des Lebens Schuld und Sünde, Freude und Gram, Häßlichkeit und Schönheit — alles vereinigte sich zum Kampf wider deine Propheten.

Es fiel einer, dann ein anderer. Dann sanken dir viele dahin. Du klagtest um sie, nachdem du tapfer um sie gekämpft, du saßest in Verzweiflung und hieltest die Hand gepreßt an Herz und Stirn, fragtest deine Bibel und schriees zu deinem Gott. Aber unerbittlich war die Welt, das Leben.

Und zuletzt, ja, da ward sogar das Wort erfüllt: „sie werden des Menschen Sohn geißeln und töten". Jesus entschwand deinem Auge!

Aber davor sollen wir uns ja nicht fürchten. Jesus wußte, daß die Jünger sich davor fürchteten und doch nahm er sie mit, wußte, daß sie darunter leiden würden, aber er hielt diese Leiden für heilsam. Und sie waren es auch.

Dasselbe ist bei uns der Fall. Denn Jerusalem, das Leben, die Welt, ist nicht nur prophetenmordend, sondern auch die Stätte von der es heißt: „er wird am dritten Tage auferstehen".

Und so werden auch uns in kurzer Zeit die Propheten wieder auferstehen, wird auch er uns „am dritten Tage" wieder auferstehen, den sie, den wir selbst uns getötet haben, auferstehen in neuer Gestalt!

Doch ist eine Bedingung dabei: wir müssen bis nach Jerusalem ziehen, wir dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben oder umkehren, wir müssen den Kelch bis auf die Neige leeren, ohne Erbarmen mit uns selbst. Wir dürfen nicht verzweifeln, sondern müssen weiterstreben, harren der Auferstehung, sie suchen mit aller Kraft.

Dem Aufrichtigen wird es gelingen. Das haben Tausende erfahren. Du noch nicht? Dann hast du den Weg noch nicht ganz zurückgelegt. Und noch nicht eifrig genug gestrebt. Mutig voran! Auch dir wird's gelingen. Ganz sicher!

Dehlingen (U.-Els). Emil Felden.

Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte.

Mit besonderer Rücksicht auf das gleichnamige Buch von Prof. F. Giesebrecht. (Leipzig, Teubner. 1904. Sammlung Aus Natur und Geisteswelt.)

In der modernen Völkerkunde hat sich allmählich der fruchtbare Grundsatz herausgebildet, irgend ein soziales Problem (religiöses, ästhetisches, rechtliches usw.) nach dem doppelten Gesichtspunkt zu behandeln, sowohl nach dem rein ethnographischen, der lediglich, oder zunächst wenigstens ausschließlich, die Eigenart des betreffenden Volkes und Stammes berücksichtigt, als auch nach dem allgemeineren völkerpsychologischen, der durch entsprechende Vergleichungen dem Ursprung einer derartigen Erscheinung nahe zu kommen sucht. Beide Anwendungen derselben induktiven Methode müssen sich, wie es auf der Hand liegt, ergänzen und stützen, und nicht, wie eine einseitige Auffassung uns glauben machen wollte, befehden. Dasselbe erfolgreiche Verfahren scheint sich nunmehr auch in anderen Disziplinen einzubürgern, so auf dem Gebiet der Religionswissenschaft, wo gleichfalls stets die genaueste Erforschung des betr. Volkstums mit behutsamer Vergleichung ähnlicher oder gleicher religiöser Erscheinungen auf anderem Boden Hand in Hand gehen muß. Auch die vorliegende Arbeit des bekannten Königsberger Theologen, die zur Orientierung dem Laien nur dringend empfohlen werden kann, trägt die Spuren dieser gesunden Methodik, die sich hoffentlich immer mehr Terrain erobert. Wenn auch dem populären Zweck der Darstellung zufolge die Polemik nicht ganz fehlt (sie war nicht ganz zu umgehen, schon des bekannten Bibel-Babel-Streites halber), so tritt sie doch verhältnismäßig sehr zurück. Für uns handelt es sich hier lediglich um die Feststellung einiger Grundlinien.

Der Verfasser unterscheidet bei der israelitischen Religion drei Bestandteile resp. Einflüsse: 1) ursprünglich kanaanitische Elemente, 2) kanaanitisch-babylonische Bestandteile und 3) unmittelbare Entlehnungen aus Babel. Von ihren Nachbarn, den nomadisierenden Kanaaniten, haben sie unzweifelhaft die meisten höheren Kulturerrungenschaften übernommen, Ackerbau, Architektur, Schiffsbau und alle möglichen sonstigen technischen Erfindungen, sodann sehr viel auf dem Gebiet des Kultus (manches freilich auf dem Umwege Phöniziens). Unter die zweite Gruppe gehört z. B. das Paradies, der Sabbat und Neumond, vor allem der Sintflutbericht u. a.; doch haben zugleich gewisse Umbildungen, wie Giesebrecht betont, dabei stattgefunden: Alle diese „heidnischen", von Israel assimilierten Elemente haben ihre Wirkung an diesem Volk nicht ausüben können, ohne sich eine eingreifende Umbildung gefallen lassen zu müssen, deren Vollzug ein evidenter Beweis dafür ist, welche selbstbewußte Kraft und Klarheit in dieser Religion, auch in ihren frühen Anfängen, wohnt. Der kanaanitische Kult bildet die Grundlage des in dem jetzigen Zeremonialwesen ausgearbeiteten Kultussystems. Aber wer möchte wohl in diesem einen ursprünglich agrarischen, ausgelassenen, ja stellenweis unsittlichen Gottesdienst wiedererkennen? Alles erscheint vergeistigt, versittlicht, stellenweis sogar mit einem Anflug von Ästhetik überhaucht, obgleich mit Recht darauf aufmerksam gemacht ist, daß die Feste des Judentums zum größten Teil immer noch die Bezeichnung hagg, d. h. Tanz, tragen und vom Talmud alle bis auf den Versöhnungstag jôm tôb, d. h. Freudentag, genannt werden (S. 23). Dazu kommen endlich direkte spätere Entlehnungen, die zum Teil sehr ungünstig wirkten, so die Gestirnverehrung unter Ahas, ferner die babylonischen Monatsnamen u. s. f. Doch sind im ganzen und großen diese unmittelbaren Übernahmen verhältnismäßig unbedeutend.

Giesebrecht behandelt seinen Stoff nach folgenden Entwickelungsstufen: 1) Die Volksreligion (Moses und David), 2) die Propheten, 3) Geschichte des Kultus, 4) die nachexilische Gemeinde. Es handelt sich somit in erster Linie um eine Verständigung über das Wort und den Begriff Volksreligion und insbesondere in seiner Anwendung auf den für die Anfänge Israels behaupteten Monotheismus. Davon kann nun nach allen anderweitigen Analogien und auch aus inneren psychologischen Gründen nicht die Rede sein. Man braucht sich (heißt es hier) diese ersten Menschen durchaus nicht als tierisch roh, als eine Horde von Etwas höheren Säugetieren vorzustellen, aber kindlich einfach im Denken, noch nicht über das Nächstliegende hinausgehend, ohne den Begriff der Natur im physischen, ohne den Begriff der Welt im geschichtlichen Sinne, immer nur vom einzelnen und nahen angezogen. Zusammenhängendes und zusammenfassendes Denken kann erst auf einer gewissen Kulturstufe entstehen; und mit der Kultur hat kein Volk sein Dasein begonnen, auch die späteren Eroberervölker nicht, die sich in eine fertige Kultur hineinsetzten (S. 29). Die älteste israelitische Religion weist aber, wie das auch völkerpsychologisch schon längst anerkannt ist, sehr bedeutsame primitive Züge auf, die vielfach sogar noch echt fetischhaft sind. Es ist völlig vergeblich, die Verehrung von Naturgeistern, den Baum- und Quellkultus durch allerhand kühne und gezwungene Deutungen beseitigen zu wollen; vielmehr treffen wir hier gerade auf echt volkstümliche Schichten der religiösen Weltanschauung, die aber bezeichnenderweise nicht bloß israelitisch oder semitisch (resp. altarabisch), sondern vielmehr allgemein menschlich sind und höchstens in diesem engeren Bezirk eine besondere Färbung erhalten haben. Die Naturbeseelung, diesen Grundstock primitiven Glaubens, finden wir auch hier, wenngleich späterhin zurückgedrängt und nur gelegentlich wieder aus der Hülle hervorbrechend. In der Bevölkerung der Natur mit einer unendlichen Fülle von gewaltigen und niederen Geistern (heißt es hier), die einen gewissen Einfluß je nach ihrer Macht auf den Menschen ausüben, liegt eine richtige Ahnung von der unendlichen Bestimmtheit und Abhängigkeit des menschlichen Lebens, die in religiöser Beziehung vielfach das Altertum über die moderne, lebensleere Naturbetrachtung stellt. So sicher sich hier eine Fülle von Aberglauben entwickelt hat, so wenig kann man doch das ganze mit dem Begriff Aberglauben einfach abtun (S. 35). Dazu tritt endlich (wiederum ein besonders gefärbtes und doch auf den Anfangsstufen überall wiederkehrendes Element) die Abhängigkeit der Religion von der Überlieferung der Familie und namentlich des Stammes, vor allem in der so bedeutsamen Blutsverwandtschaft und der damit wieder eng zusammenhängenden Blutrache, welche den eigentlichen Mörtel für die Organisation abgab; auch der so pietätvoll gepflegte Totenkult beruht auf diesem fruchtbaren Untergrunde. Zusammenfassend charakterisiert Giesebrecht diese Anschauung folgendermaßen: Für diese Religionsstufe, welche, auf dem Stammesleben in der Wüste erwachsen, die Gottheit auf das innigste an den Familien- und Volksinteressen beteiligt, ja unmittelbar in die Blutsgemeinschaft ihrer Verehrer hineinzieht, gibt es eine besondere Bezeichnung, welche die Wissenschaft jetzt auch für diese ältere Religion Israels anzuwenden pflegt, nämlich Henotheismus, d. h. Eingötterei im Unterschied von Polytheismus, d. h. Vielgötterei und Monotheismus, d. h. Alleingötterei. Während nämlich der Monotheismus überhaupt nur von einem Gott weiß, der allein Gott ist, verehrt der Henotheist zwar auch nur einen Gott, aber er leugnet durchaus nicht die Existenz anderer Gottheiten. Dazu fügt sich der allbekannte, durch das ganze Alte Testament sich wiederholende oberste Glaubenssatz des alten Bundes: wir sind das Volk Jahves, Jahve ist der Gott Israels. Der Gedanke, daß Jahve auch der Gott der Kanaaniter sein könne, erscheint unerhört; die haben ja ihren Gott Baal, der ist Jahve feindlich, wie der Kampf Elias und der Baalspfaffen zeigt. — Sehr ausführlich ist dieser nationale, partikularistische Charakter der Gottesidee entwickelt von dem Richter Jephtah gegenüber dem Ammoniterkönig in Richter 11: Euer Gott ist Kamos, ihr besitzt von ihm euer Land, und wir besitzen von Jahve unser Land (S. 38). Wie stellt sich nun zu diesem volkstümlichen, beduinenhaften Untergrund der israelitischen

Religion die Gestalt und das Werk Moses? Selbstverständlich haben wir es nicht, wie man wohl früher gemeint hat, mit einem Theologen und gar einem geschulten Systematiker zu tun, wohl aber mit einem mächtigen Organisator, der die Bedürfnisse seines Volkes mit scharfem Blick erkannte und ihm als Retter in seiner Bedrängnis erschien, — alles freilich beherrscht von einer großen, religiösen Idee. „Wir können drei Momente in seinem Wirken unterscheiden, zunächst die Glaubenstat der Befreiung der unterdrückten Volksgenossen aus der ägyptischen Knechtschaft, sodann den politischen Zusammenschluß der verwandten aber getrennten Stämme und endlich die gemeinsame Verpflichtung der Volksgenossen zum alleinigen Dienst Jahves, als des Volksgottes. Die beiden letzten Momente mögen, entsprechend den arabischen Blutbünden zwischen Stämmen, zusammengefallen sein, sodaß der Zusammenschluß der Volkselemente untereinander zugleich den kultischen Zusammenhang herbeiführte und besiegelte; jedenfalls haben wir hier eine erneute Bestätigung des durchaus an die Wüstensitte sich anlehnenden Fühlens und Handels des Volksführers. Er hat augenscheinlich nicht über das Niveau hinausgestrebt, auf dem er sich in kultureller Hinsicht befand." (S. 50.) Ohne die natürliche, althergebrachte Organisation seines Volkes zu zerstören — er fügte den Ältesten nur die Priester als freilich sehr wichtige Faktoren hinzu, als Beirat in verhängnisvollen und schwierigen Lagen —, wußte er aus dem bisherigen lockeren Bestande einen Nationalverband zu schaffen, in welchem die Religion den beherrschenden Mittelpunkt bildete. Es handelte sich für ihn weder um eine mystische Ekstase noch um eine tiefsinnige Spekulation, sondern lediglich um einen praktischen, auf felsenfester persönlicher Erfahrung und Überzeugung gegründeten Glauben, sodaß Giesebrecht erklärt: In der Kraft und Ausschließlichkeit, mit der er den Gott seines Volkes als den starken Helfer und den allwaltenden Gerechten und Guten erfaßte, lag ein Hinausschreiten über eine bloß nationale Religion, es zeigt sich darin bereits ein religiöser oder prinzipieller Monotheismus (S. 63). Das Werk Moses vollendete David, der durch die Überführung des alten Heiligtums, der Bundeslade, nach seiner neuen Hauptstadt auch äußerlich dem Reiche die wünschenswerte Einheit und Sicherheit verlieh. In der so äußerst bedeutungsvollen Prophetie unterscheidet unser Historiker zwei Richtungen, eine ältere, wesentlich ekstatische, und eine jüngere, in welcher die ethische Idee immer mehr zum Durchbruch gelangt, um so mehr als jetzt von allen Seiten Not und Verfolgung auf das geängstete Volk hereinbrechen, sodaß es alle politische Selbständigkeit verliert. Auch hier freilich, will uns bedünken, ist der Zustand einer übernatürlichen Erregung und Spannung aller geistigen Fähigkeiten entscheidend, ohne die für unsere psychologische Auffassung eine Offenbarung stets völlig unverständlich bleiben würde. Die mannigfachsten Färbungen dieser tiefgreifenden Reformation erscheinen bei den verschiedenen Vertretern des zunächst durchaus noch nationalen Gottesgedankens, so in Amos, Hosea, Jesaia und endlich in Jeremia, einer tragischen Gestalt, „bei der tiefste, natürlichste, von innen herausquellende Sympathie mit seinem Volke sich mit schmerzlichster Resignation, ja mit brennendem Verwerfungszorn in wunderbarer Weise vereinigt". Schon hier erscheint aber der frühere enge partikularistische Rahmen gelockert, der vollends durch den Deuterojesaia, den Verfasser der Kapitel 40—55 des Buches Jesaia, gesprengt wird. Hier eröffnet sich uns eine umfassende, die ganze Menschheit berührende Perspektive, freilich wiederum zunächst auf dem Grunde der eigenen traurigen Volksgeschichte, aber eben mit einer großartigen allgemeinen ethischen Konsequenz. „Der Prophet hat, könnte man sagen, ein Gesetz der Weltgeschichte entdeckt; darauf beruht auch dessen tiefliegende Parallele mit dem Leiden Jesu. Die höchsten Güter der Weltgeschichte sind nie ohne die schwersten Opfer gewonnen worden. Ihre Verkündigung sollte erfolgen nicht mit Worten hoher Weisheit und weltlicher Spekulation, sondern in stiller, demütiger und sanftmütiger Arbeit, die sich gerade zu den Geknickten und Trostbedürftigen am ersten herabläßt." (S. 100.) Je stärker und grausamer der äußere Druck auf den Gemütern lastet, um so mehr vollzieht sich der stets wachsende Prozeß einer Individualisierung, einer Verinnerlichung, einer ernsten Einkehr und Rechenschaft über alle Verirrungen des Menschen, sodaß damit der Boden für die messianischen Weissagungen wohl vorbereitet ist. „In den Klage- und Bußpsalmen spricht die fromme Gemeinde, nachdem sie ihre Bitte vor Gott hat laut werden lassen, ihre Hoffnung aus, Gottes Eingreifen in einer Manifestation der göttlichen Herrlichkeit zu erleben." (S. 127.)

So führt uns der Verfasser, der nüchterne wissenschaftliche Kritik mit warmem Gefühl vereinigt, durch die wechselnden Phasen des israelitischen Glaubens, der bei aller Einseitigkeit eine gewisse unerschütterliche Siegesfreudigkeit nicht verleugnet, hindurch, — unseres Erachtens für den Laien eine sehr beherzigenswerte Orientierung.

Bremen. Th. Achelis.

Zur Bekämpfung des Eides.

Von G. Freybe.

III.

5. Die Unzweckmäßigkeit und Unzulänglichkeit des Eides.

Ist der Eid also als religiöse Handlung in keiner Weise zu rechtfertigen, widerstrebt er sogar dem wahrhaft religiösen Empfinden, so ist er auch etwas durchaus Menschenunwürdiges und Vernunftwidriges; seine Forderung erscheint als Mißtrauensvotum stärkster Art gegen die Wahrhaftigkeit, Glaubwürdigkeit und Treue, als der schmählichste Angriff auf die Freiheit und vor allem auf die Ehre eines unbescholtenen Menschen, da einem zugetraut wird, daß er eidlich das Wahre sagen, ohne Eid aber vielleicht lügen werde.*)

Der Eid ist geradezu eine Sanktion der Lüge und hat sicherlich zu ihrer Mehrung viel beigetragen. Dachten doch die Juden, wenn wir nur den Namen Gottes nicht nennen, dann kommt es so genau nicht auf die Wahrheit, auf ein Wort mehr oder weniger, auf Fortlassungen oder Zusätze an; und solche durch den Eid begünstigte und bewirkte Steigerung der Unwahrhaftigkeit und leichtsinnigen Lügen scheint Jesus mit seiner Forderung zu bekämpfen: eure Rede sei ja, ja und nein, nein! nehmt es mit jedem Worte so genau, als ob es ein Eid wäre; hütet euch vor der kleinsten Lüge und geringsten Unaufrichtigkeit, dann habt ihr keinen Eid mehr nötig. Also im Interesse der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, um sie wieder zu Ehren zu bringen, ist der Eid zu verwerfen. Ebenso hat Philo**) sich geäußert, und auch Kant hat (Band 7, Seite 258, Anmerkung 1) diesen Gedanken in Jesu Worten angedeutet gesehen, daß nämlich die den Eiden „beigelegte größere Wichtigkeit die gemeine Lüge beinahe erlaubt macht". Der Eid, dieses Sicherheitsventil gegen Täuschung, das Wahrhaftigkeit und Treue herbeiführen sollte, hat sein böses Satyrspiel gehabt: Jetzt bedarf er selbst der Stütze durch die persönliche Aufrichtigkeit und Treue des Schwörenden, auf grund deren man überhaupt nur zu ihm zugelassen wird! So auch schon im Altertum; Hirzel (Seite 115) sagt: „Wie die Lüge schlechthin verwerflich war, so sollte das bloße Wort des natürlichen und rechtlichen Menschen gelten. Für den Eid war hiernach kein rechter Platz mehr. Jemandem den Eid zumuten, hieß ihn beleidigen, und andererseits brachte, wer schwor, sich leicht in den Verdacht besonderer unlauterer

*) Schon viele Griechen haben ihn als Rest von Sklaverei, als des freien Mannes unwürdig, als beleidigend, natürlich auch als unzulänglich empfunden.

**) Philo (de decalogo, 196 M.): φύεται γὰρ ἐκ πολυορκίας ψευδορκία καὶ ἀσέβεια und vor allem (194): κάλλιστον δὴ καὶ βιωφελέστατον καὶ ἁρμόττον λογικῇ φύσει τὸ ἀνώμοτον, οὕτως ἀληθεύειν ἐφ' ἑκάστου διδαγμένῃ, ὡς τοὺς λόγους ὅρκους εἶναι νομίζεσθαι.

Absichten. Nicht Wahrheit und Treue wurden durch den Eid gestützt — diese Stütze, wie Thukydides anmerkt, war morsch geworden —, sondern umgekehrt bedurfte jetzt der Eid der Stütze durch die Treue, die, wenn sie nicht im ganzen Charakter des Menschen wurzelte, des Haltes entbehrte und also damals in derselben Weise vertieft wurde wie die Sittlichkeit überhaupt." Aischylos hat recht, daß nicht der Eid den Mann, sondern der Mann den Eid glaubwürdig macht. Entscheidet doch auch in der Gegenwart die Glaubwürdigkeit eines Menschen über die seiner Eidesaussage wie auch schon über seine Zulassung zu einer solchen, sodaß durch das Häufigwerden der Eide und Eidesdelikte sich folgende in sich widerspruchsvolle Entwicklungskette gebildet hat: 1) Die Tatsache der Lüge und Unwahrhaftigkeit führte zum Eide. 2) Der Eid sollte der Ermittelung der Wahrheit dienen. 3) Aber auch trotz des Eides drang in die Eidesaussage die Lüge ein. 4) Daher muß die Glaubwürdigkeit der Eidesaussage wieder durch die Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit des Schwörenden gestützt werden. 5) Da diese aber stets zweifelhaft ist (Satz 1) und nicht anders als durch einen Eid gewährleistet werden kann (Satz 2), hebt sich damit der Eid selber auf. Er ist eine petitio principii. Was erst durch den Eid bewiesen und veranlaßt werden soll, ist zur Voraussetzung desselben, für seine Anerkennung und für die Zulassung zu ihm geworden. Die Voraussetzung des Eides wird nachher aufgehoben, damit ihr Gegenteil zu seiner Grundlage diene!!

Zur Bekämpfung des Eides ist nicht nur auf den Mißbrauch und die vielen Eide hinzuweisen, die oft um einer Kleinigkeit willen (ein paar Fische, wenige Pfennige; Beispiele bei Sohnrey) geschworen werden, wobei die Verschuldung durch ein dabei begangenes Eidvergehen oft viel größer ist, als die Sache, um deren willen der Eid gefordert wurde; auch der Hinweis auf die unnötigen Eide genügt nicht, wie z. B. Dr. Scholz einst in derselben Angelegenheit zu zwei Eiden, zur Erneuerung des Sachverständigeneides und zum Zeugeneid, aufgefordert wurde, wogegen er an das zweite Gebot erinnert (a. a. O., Sp. 579). Sondern es ist zu zeigen, daß der Eid in jeder Form unzulänglich ist. Er kann — auch abgesehen von der religiösen Seite — doch höchstens nur einen moralischen Druck auf den Menschen ausüben, während der rechtliche Druck leicht ist und erst zur Strafe wird, wenn es zu spät ist, wenn der Eid sich einmal wieder als feierlicher Täuschungsversuch erwiesen hat. — Die von Otto Mayer vorgeschlagene Einschränkung des Zeugeneides reicht nicht aus. Er schlägt vor, der Eid solle nur auf besonderen Wunsch einer Partei oder des Vorsitzenden verlangt werden, damit vor allem das unnötige Beiwerk der Erzählung nicht mit unter die „Heiligkeit des Eides" falle, sowie die Verminderung der Vereidigungen. Er schreibt (Spalte 561 f.): „Der Zeuge sagt doch meistens nicht lauter Erhebliches, sondern auf dem Strome seiner Aussage schwimmen einige erhebliche Punkte, vielleicht ist's nur einer. Den möchte man durch den Eid erhärtet haben. Das soll man aber nur in der Weise können, daß man nun ohne weiteres die ganze ununterschiedene Aussage mit all dem gleichgültigen Beiwerk darin unter die Heiligkeit des Eides stellt. Wie plump, wie wenig zartfühlend für den Eid! Es ist klar, daß ausgeschieden und nur das als wichtig Erkannte beeidigt werden muß. Man müßte noch weiter gehen und es überhaupt, auch bei erheblichen Punkten, dem Gericht und den Parteien überlassen, ob sie sich mit den unbeeidigten Aussagen begnügen wollen; nur wo sie Bedenken haben, ob der Zeuge sich recht erinnert oder sorgfältig und getreu genug ist, sollen sie verlangen können, daß er diesen erheblichen Punkt unter Eid wiederhole. Da ist dann Ernst in der Sache. Warum soll das nicht zu machen sein? — Der Gedanke ist gar nicht neu. Er hat bereits Verwirklichung gefunden. Ich hatte einmal Gelegenheit, der Sitzung eines Basler Strafgerichts beizuwohnen, wo das so gehandhabt wurde, und habe davon, ich muß gestehen, einen tiefen Eindruck bekommen." Gewiß mag das zu einer würdigeren Vornahme und bedeutenden Verminderung des Eides führen. Doch damit ist dem Übel nicht abgeholfen. Die Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit des Eides beruht auch auf der menschlichen Subjektivität und der großen Irrtums- und Selbsttäuschungsfähigkeit. Zumal in unserer Zeit einer hochgesteigerten Kultur, wo alle Kräfte, Fähigkeiten, Sinne, Nerven des Menschen aufs höchste angespannt, vielfach überspannt, überreizt sind, ist objektiver Bericht, falls und soweit solcher überhaupt möglich ist, schier zur Unmöglichkeit geworden, und manch' ein ernster Mensch ist schon zur Verzweiflung getrieben worden durch den Gedanken an die bloße Möglichkeit, bona fide doch etwas unrichtig eidlich ausgesagt, ungewollt und unbewußt etwas zugesetzt, fortgelassen, gemildert oder verschärft zu haben, sowohl unter Gebildeten wie unter Ungebildeten, die gerade besonders leicht den subjektiven Eindruck, die Reflexion, das eigene Denken, Meinen, Urteilen mit der Erzählung der Tatsache verbinden; aber wer vermag denn überhaupt Objektives und Subjektives klar, völlig, dauernd zu trennen?! Wieviel kommt zudem bei jeder Aussage auch auf Stimmung, Temperament, Gedächtnis, Konzentrationskraft und Phantasiebeherrschung an! Oft kann Aussage gegen Aussage, also Eid gegen Eid stehen, und doch braucht keiner von beiden wissentlich oder geflissentlich falsch ausgesagt zu haben. Behauptet doch (a. a. O., Spalte 582) Dr. med. Scholz schlechtweg, daß es keine rein objektive Wahrnehmung gebe; „allen ist ein subjektives Element beigemengt. Mehr oder weniger pflegt ja die subjektive Färbung dem objektiven Tatbestande zu entsprechen, und daß beide ganz auseinanderlaufen, d. h. oft etwas ganz anderes gesehen und gehört wird, bildet zum Glück für die Menschheit nicht gerade die Regel. Auch wird in ganz einfachen Dingen die Kongruenz von Subjektivem und Objektivem noch am ersten auftreten."

Um die Verschiedenheiten der Auffassung und der Wiedergabe zu erproben, fordert Scholz zu folgendem Experiment auf. „Man stelle in eine Gesellschaft von beliebig vielen, sagen wir zehn, Personen irgend einen einfachen Gegenstand, z. B. eine Lampe, eine Vase oder dergleichen auf den Tisch, lasse ihn fünf Minuten lang betrachten und alsdann von jedem einzelnen auf einem Fragebogen durch Beantwortung der Fragen: wie hoch? wie breit? von welcher Farbe? aus welchem Material? usw. beschreiben. Obgleich hier die Wahrnehmung durch Kundgebung des Zweckes noch besonders geschärft war, wird man doch über die Verschiedenheit der Beantwortung staunen. Ebenso ist es auch mit dem Wiedergeben einer kurzen Erzählung. Auge und Ohr sämtlicher Anwesenden hatten denselben Reiz empfangen, vielleicht ist er auch noch in gleicher Stärke nach dem Gehirn fortgepflanzt worden. Aber bei dem Prozeß der psychischen Metamorphose, d. h. bei dem Durchgange durch das Bewußtsein hat die Wahrnehmung bei jedem durch Auslassen oder Hinzufügen eine subjektive Färbung angenommen. Daher kommen die häufigen Widersprüche in der Wahrnehmung desselben Vorgangs bei verschiedenen Zeugen. Der eine sah ein Messer blinken, der andere nur ein geschwungenes Stuhlbein, der eine eine Angriffs-, der andere eine Abwehrbewegung. Wer von beiden hat recht? Alle beide. Der Schein des im Halbdunkel aufleuchtenden schmalen Gegenstandes hatte sich im Bewußtsein des einen zu einem Messer, in dem des anderen zu einem Stuhlbein gestaltet. Das ist subjektiv gemeint. Objektiv hatte nur einer, vielleicht auch keiner von beiden recht. Es war ein Opinionis mendacium, non oculorum (eine Täuschung des Meinens, nicht des Sehens), wie Cicero sagt." Überaus lehrreich sind auch die von Scholz mitgeteilten Versuche, die Dr. Stern in Breslau über Wahrnehmungsfähigkeit an etwa dreißig Studenten und Studentinnen gemacht hatte; trotz intensiver Beschäftigung mit den Experimentalbildern wurde doch von ihnen in recht fehlerhafter Weise darüber berichtet, unter Auslassungen, Zusätzen, auch qualitativen Metamorphosen; „aus einem Huhne wurde in der Erinnerung

eine Katze, aus einer Katze ein Teckel, aus einem Stocke mehrere Schirme, rechts wurde mit links vertauscht usw. Der Prozentsatz der Fehler steigerte sich mit der Zeit. Wären die Wahrnehmungen beschworen worden, so hätte es zu dem deprimierenden Ergebnis geführt, daß durchschnittlich $1^1/_2$ Falscheide auf jede männliche und $3^3/_4$ Falscheide auf jede weibliche Person gefallen wären. Im allgemeinen fiel die sehr bedenkliche Tatsache auf, daß die Aussagen fast ausschließlich ohne den Vorbehalt eines Irrtums mit absoluter Gewißheit gemacht wurden." Auch bei Dr. Sterns Untersuchungen über Entstehung des falschen Gerüchtes stellte es sich heraus, „daß die Wiedergabe einer verhältnismäßig einfachen Geschichte schon in dem sofortigen Berichte der Versuchspersonen ganz erstaunliche Umgestaltungen erfahren hatte. Hier trat die psychologische Tatsache, daß wir, anstatt uns auf die Aussage der Wahrnehmungen zu beschränken, selbstschöpferisch zu urteilen pflegen, ganz besonders stark hervor". Ähnliche Versuche hat Professor Franz von Liszt*) im kriminalistischen Seminar der Berliner Universität angestellt. „Bei dem ersten Versuche wurde ein praktischer Strafrechtsfall als Aussage des Angeklagten vor einer ersten Gruppe von Zuhörern vorgetragen, dann von einem dieser Zuhörer vor einer zweiten Gruppe, weiter von einem Mitglied dieser zweiten Gruppe vor einer dritten und endlich von einem dieser dritten Gruppe vor einer vierten sofort weiter erzählt. Diese dritte Wiedergabe (die vierte Erzählung) ergab bereits eine vollständige Entstellung des Falles im ganzen wie in allen seinen wesentlichen Einzelheiten, und somit eine vernichtende Kritik des „Zeugen vom Hörensagen". — Bei einem zweiten Versuche wurde, ohne daß die Teilnehmer an den Übungen vorher darum wußten, im Anschluß an einen wissenschaftlichen Vortrag von zwei Herren nach einem genau verabredeten Plane ein Wortwechsel mit anschließendem Revolverattentat vorgeführt. Die Zeugenvernehmungen zeigten, ganz abgesehen von verschiedenen, recht merkwürdigen Unsicherheiten und Unrichtigkeiten vor allem, daß das Ziehen, Anlegen und Abdrücken des Revolvers auch von den nächstsitzenden Personen entweder gar nicht wahrgenommen worden war oder doch nicht bestimmt behauptet werden konnte."

Auch auf die Bestechlichkeit unserer Sinnesorgane, die Unregelmäßigkeit der Wahrnehmung macht Scholz aufmerksam, sowie auf Visionen und Hallucinationen, die auch einem ganz normalen und gesunden Menschen Nichtwirkliches und Nichtvorhandenes als tatsächlich und gegenwärtig vorspiegeln können, und vor allem auf das Interesse. „Gemeint ist hier nicht das persönliche Interesse am Ausgange der Sache. Bei Ehegatten, Eltern, Kindern, Geschwistern des Angeklagten wird es meist sehr groß sein. Aber Gesetz und Praxis tragen dem schon Rechnung, indem sie solche Personen von der Zeugnispflicht entbinden. Gemeint ist das Interesse, das bei fast ganz unbeteiligten Personen schon bei der Wahrnehmung des Vorganges selbst mitgewirkt hat. Auch hier spielt das Milieu, in dem der Zeuge aufgewachsen ist und sich bewegt, eine große Rolle. Wer kennt nicht das Parteiinteresse? Der Agrarier wird einen politischen Vortrag ganz anders hören, als der Freihändler, der Konservative anders, als der Sozialdemokrat. In allen bildet sich fast unbewußt schon ein Urteil, und danach wird ihre Zeugenaussage ausfallen. Schon im gewöhnlichen Leben hört jeder mit Aufmerksamkeit nur das, was sein Interesse erregt, was er zu hören wünscht oder — nicht wünscht. Verwandt mit dieser Art von Interesse ist die sogenannte sittliche Entrüstung. Sie trübt den Blick umsomehr, je weniger sie aus Naturanlagen stammt und je mehr sie durch das Milieu anerzogen wurde. Sittliche Parteientrüstung gibt es sowohl auf dem politischen als auf dem religiösen Gebiete. Entrüstung aber ist ein Zornesaffekt, und Affekte lassen die Gegenstände stets in veränderter Gestalt auftreten."

Endlich spielt auch das Geschlecht eine gewisse Rolle. Nach Möbius*) wird die Frau, bei der die subjektive Färbung meist stärker ist als beim Manne, als Angeklagte gewöhnlich zu hart bestraft, als Zeugin zu hoch taxiert, so daß ihr die Qualifikation als klassische Eideszeugin überhaupt abzusprechen ist.

Wie viel Verwirrung und Entstellung kann endlich auch das Protokoll anrichten, selbst wenn sein Führer noch so gewissenhaft ist. Der Zeuge sagt z. B. aus: „soweit ich mich erinnere" oder „erinnere ich mich recht", und protokolliert wird: „Zeuge erinnert sich"; da kann sich leicht ein anderer Sinn einstellen, und der gilt dann als vom betr. Zeugen beschworen. Scholz hat es früher mitunter erlebt, daß der Richter seine Aussagen — als die des Sachverständigen — anhörte und dann dem Protokollführer in die Feder diktierte. „Da wurde manchmal etwas ganz anderes daraus, als was ich gesagt hatte." Wie viel schlimmer, wenn nun Richter oder Protokollführer ungeschickt, ermüdet oder indisponiert sind, schnell und treffend den Gang der Verhandlungen und den Inhalt des Berichteten zu fixieren, wenn sie ihn etwa nach dem Eindruck in ihrer Erinnerung ergänzen müssen?!

Wendet man aber ein, der Zeugeneid sei oft unentbehrlich bei bestimmten Bevölkerungsschichten, vielleicht besonders in erzkatholischen Gegenden, zur Erzwingung einer Aussage, so macht dieser Einwand nur das furchtbare Gefolge von Aberglaube, Verstocktheit und Lügenhaftigkeit offenbar, das der Eid und Eidzwang bisher gehabt und zum großen Teil selbst erzeugt hat. Zudem dürfte eine derartige, durch Eidzwang erlangte Aussage keinen hohen Wert haben; sie gleicht zu sehr den erfolterten und durch Marter erpreßten Aussagen, Geständnissen und Ableugnungen im Mittelalter. Solcher abergläubischen Auffassung von einer magisch fascinierenden Wirkung des Eides sollte man aus keinem Grunde Vorschub leisten. Gerade die katholische, zumal jesuitische Moral hat so viele Einschränkungen der Eidespflichtaussagen und der Gelübdegebundenheit, so manche kasuistische Vorbehalte, reservationes mentales, daß man hier auch nach Eidesabnahme nicht sicher geht, ob nicht noch Wichtiges verschwiegen oder durch Fortlassung manches unrichtig und falschen Schein erweckend dargestellt ist. Auch ist zu erwägen, ob nicht jene mit dem Eide vielfach verbundenen Vorstellungen und Anschauungen und jede Bestätigung darin für den Schwörenden selbst so viel Charakter- und damit Allgemeinschädigendes haben, was viel schwerer wiegt und gefährlicher werden kann, als wenn hier und da vielleicht etwas mehr unaufgeklärt bleibt; könnte man sich doch für rein äußerliche, buchstaben-, aber nicht sinngemäße Auslegung und Befolgung eines Eides sogar auf die Bibel berufen (Richter 21)!

*) Nach Scholz, Spalte 583.

*) Nach Scholz, Spalte 585.

Die Erziehung des Kindes zur Kunst.

Die Erziehung soll den ganzen Menschen umfassen, sie soll nicht bloß den Verstand, die Urteilskraft ausbilden und nicht bloß Wissen geben; sie soll auch nicht bloß die Gesinnung, das Gewissen, den Willen, den Charakter bilden. Der Mensch ist auch Herz, Gefühl, Phantasie, er hat Gemütsbedürfnisse, auch die müssen ihre Erziehung und Befriedigung empfangen. Die Erziehung der Jugend darf nicht eine einseitig verstandesmäßige Ausbildung sein .Die Schule wird geneigt sein, diese am meisten zu betreiben, das ist am Ende natürlich, aber wie sie die leibliche Ausbildung über der geistigen nicht vernachlässigen darf, sondern noch mehr wird lernen müssen, körperliche Übungen in organischen Zusammenhang und Wechsel mit der Wissens- und Gedächtnisbildung zu bringen, so muß sie auch der Jugend Zeit lassen, ihre Gemüts- und Phantasiebedürfnisse zu befriedigen durch künstlerische Beschäftigung und Ausbildung. Übertreibt sie die Verstandesausbildung, überbürdet sie die Jugend mit bloßem Wissen und Gedächtniswerk und mit häuslichen Arbeiten für die Schule, so wird

sie eine matte, müde, freudlose Jugend erziehen, wie wir sie zum großen Teil jetzt haben. Natürlich trägt dafür die Schule nicht allein die Verantwortung, sondern auch das Haus, unvernünftig frühes Schicken der Kinder in die Schule, unvernünftig frühe Genüsse, die man den Kindern bietet, Lebensweise und körperliche Konstitution der Eltern mit ihren Schwächen, die ganze Unruhe und Erregung der Zeit, das Zuviel des Lebens in vieler Beziehung. Aber eben deshalb, weil es unserer heutigen Jugend zum großen Teil an rechter Kraft, frischer Gesundheit, Ausdauer, Freudigkeit fehlt, muß, neben der Vermeidung von Torheiten, die man an der Jugend begeht, neben der Vermeidung von frühzeitigen, unvernünftigen Erregungen ihres Nervenlebens, wie Kinderbälle, frühzeitiger Theaterbesuch, Teilnahme an der Geselligkeit der Erwachsenen mit Weintrinken usw., der Körper gestählt werden durch Haus und Schule und es muß der Jugend Zeit gelassen werden zu freier Beschäftigung und zur Befriedigung ihres künstlerischen Triebes, zur Ausbildung des Sinnes für das Schöne und ihrer künstlerischen Anlagen. Denn einen Trunk aus dem tiefen Brunnen des Schönen bedarf der Mensch, wenn das Leben und er selbst nicht trocken werden soll im harten Kampfe des Lebens, im ermüdenden Kleinkram der Alltäglichkeit. Wohl dem, der einen lebendigen Sinn für das Schöne hat und eine Kunst, wenn auch in bescheidenem Maße, aber mit Verständnis ausüben und genießen kann, er hat dann aus dem Quell des Lebens tiefe Züge getan.

Darum laßt euren Kindern, ehe sie zur Schule kommen, aber auch während ihrer Schulzeit, Zeit zum Spielen, denn das gehört für die Jugend zur Erholung, zur Erquickung der Seele, zur Freudigkeit des Lebens, das ist der Anfang zur Ausbildung des künstlerischen Sinnes, das freie selbsterfinderische Spielen. Ein Schüler unserer höheren Schulen, wenn er fleißig und gewissenhaft ist in seiner Schularbeit, hat wenig Zeit zum Spielen und zur künstlerischen Ausbildung, oder doch oft nur auf Kosten seiner Gesundheit. Es ist aber eine schöne Mitgabe für sein späteres Leben, wenn er eine Kunst bis zu einem gewissen Maße erlernt hat in seinen jungen Jahren, der Genius des Schönen begleitet ihn auf seinem Lebenswege und flicht Blumenkränze um die harte Arbeit der Hände und des Verstandes, und geleitet ihn auf grüne Auen und geht auch helfend und stützend mit durch die dunklen Täler und die einsamen Stunden des Lebens, und legt Ruhe, schöne Ruhe in den erregten, ermüdeten Geist, und füllt manche freie Stunde schön aus, bewahrt ihn vor manchen Torheiten und öffnet ihm manche Tür.

Aber freilich, es muß Talent und Neigung da sein. Ich will um Gotteswillen nicht der Klavierseuche unserer Zeit das Wort reden, da wird viel Zeit und Geld nutzlos verloren und viel Ärger und Quälerei erduldet und es bleibt das Angequälte doch elende Stümperei. Musik ist wohl die seelenerfrischendste Kunst, aber nicht die einzige, vielleicht ist oft mehr Anlage zum Zeichnen, Malen, Formen oder anderem da, vielleicht auch mehr Anlage zum Singen, als gerade zu einem musikalischen Instrument, und ein Lied singen können und in einem Chore mitsingen gewährt oft mehr Freude als ein Instrument schlecht spielen. Glücklicherweise legen viele jetzt diesem Singen und singen lernen mehr Gewicht bei als dem Spielen eines Instrumentes, es ist auch gesünder als z. B. Violine spielen, die nervenangreifender ist und die doch schon recht gut gespielt werden muß, wenn sie gefallen soll. Singe, wem Gesang gegeben!

Übrigens beginnt die Ausbildung des kindlichen Sinnes für die Kunst schon früh im Hause. Sie beginnt mit den Bilderbüchern, mit den ersten Verschen, die die Mutter dem Kinde vorliest, mit den ersten Kinderliedern, die die Mutter mit ihm singt. Und da haben wir ja jetzt recht schöne Sachen, ich darf nur an die herrlichen Bücher von Pletsch und Richter für die Jugend erinnern, oder an die Speckterschen Fabeln und an manche neuerdings erschienene Sammlung von Kinderliedern. Außerdem beschäftigen die Richterschen Ankerbausteine die Phantasie des Jungen in sehr anregender Weise und bilden seinen Sinn für Formenschönheit.

Und dann sind es auch die Kunstwerke, die das Haus schmücken, die früh den Sinn des Kindes für das Schöne wecken. Und seit wir die schon in vielen Exemplaren erschienenen „Meisterbilder- für's deutsche Haus" haben, herausgegeben vom Kunstwart, Blatt 25 Pfg., kann ja selbst das einfache bürgerliche Haus, selbst das Arbeiterhaus, seinen Wänden einen wertvollen Schmuck und seinen Kindern eine wertvolle Anregung seines Sinnes für Kunst gewähren. Und das tun ja selbst die Möbel und Geräte des Hauses, wenn sie hübsche Formen und Farben tragen. Dazu kommen die Vorstellungen im Theater, die Konzerte in den Kirchen, insbesondere die, die man den Kindern der Volksschulen unentgeltlich gewährt, oder die geistlichen Festspiele, die hier und da aufgeführt werden von Erwachsenen und Kindern. Daß manche Eltern darin keine guten Erzieher sind, daß sie ihre Kinder zu oft und zu unpassenden Stücken ins Theater schicken, nur damit die abonnierten Plätze nicht leer und die geschenkten Billets nicht unbenutzt bleiben, daß sie damit ihren Kindern mehr schaden, weil sie sie zerstreuen, ermüden für die Arbeit, und ihre Sinnlichkeit zu früh, ihre Phantasie zu sehr erregen, sei nebenbei erwähnt. Theaterbesuch wirkt manchmal recht unheilvoll, besonders für Mädchen, sie lernen nicht Kunst, sie halten sich nicht an die Sache, sondern sieschwärmen für die Darsteller, und werden da manchmal recht aufdringlich und taktlos und unbrauchbar in ihren romanhaften Liebeleien.

Zur Erweckung des Sinnes für das Schöne und die Kunst dient auch vielen Kindern der Kindergarten mit seinen Flechtspielen, Stäbchenlegen, Ausstichen von Blättchen und seinen Spielen und Liedern; dazu tut auch die Schule das ihre durch die Statuen und Bilder, mit denen sie Klassenzimmer und Säle und Gänge schmückt, durch einen guten Gesangunterricht, durch das Lesen guter Dramen, vielleicht mit verteilten Rollen, durch Ausflüge und Spaziergänge der Lehrer mit den Kindern, wobei sie auf das Schöne in der Natur, in der Stadt, in Museen, Kirchen, an Häusern, Denkmälern aufmerksam gemacht werden, ebenso wie bei dem Lesen von Schriftstellern in der Schule auf die schöne Form ihres Stiles. Auch die Bibel sagt nicht bloß Gutes und Wahres, sie sagt es auch oft in schöner, poetischer Form, dafür muß den Kindern früh das Gefühl erweckt werden.

Haben die Kinder ein besonderes Stübchen im Hause, schmückt es mit allerlei hübschen Sachen, Niedlichkeiten an den Wänden, Fenstern, auf dem Arbeitstische, über dem Bett, daß ihr Auge immer auf etwas Wohlgefälliges trifft, das zugleich ihnen etwas sagt aus dem Gebiete der Natur, Geschichte, Religion, Kunst und des Menschenlebens. Auch das Zimmer der kleinen Kinder wird schon oft mit allerhand solchen Dingen geschmückt. Selbst die Linien, mit denen der Maler Decken und Wände ziert, selbst die Tapete des Zimmers sind nicht ohne Einfluß. Und mit dieser Erweckung des Blickes für das Schöne wird auch der Sinn veredelt, der Geist verfeinert.

Es tritt dem Kinde jetzt vieles entgegen, was seinen Sinn für das Schöne bildet, für die Kunst erweckt. Die moderne Kunst bringt es ihm in vielem nahe, mehr als die frühere Zeit mit ihrem formlosen, oft geschmacklosen Wesen. Die Läden, an denen das Kind vorübergeht, zeigen ihm viele Dinge in neuen, geschmackvollen Formen der modernen Kunst; die Bilderbücher zeigen ihm bessere Bilder in Formen und Farben als die meisten vor einigen Jahrzehnten; die Einbände seiner Bücher zeigen diese Formen; seine Schulgerätschaften und eine Menge von hübschen Ansichtspostkarten und Liebigbildern, die es sammelt in seinen Albums, die eingerahmten Konfirmationsscheine der Geschwister an der Wand bringen ihm das Schöne nahe, und viele üben früh ihr Auge für das Schöne als junge Amateurphotographen. Ich will damit durchaus nicht alles billigen, was die moderne Kunst hervorbringt, es ist auch manches Unschöne, Übertriebene,

Karrikierte darunter, geradezu manches Häßliche, und das Fleisch, das Nackte, das Sinneerregende scheint mir oft mehr herbeigezogen zu sein, als nötig ist. Es ist gerade so in der modernen Literatur und Theaterstücken: zu viel Fleisch, Sinnlichkeit, Liebelei, Unsittliches, Gemeines. Aber es ist in der modernen zeichnenden, malenden, bildenden, formenden Kunst doch sehr viel Schönes, das die Welt des heutigen Kindes schmückt, und die Panoramen und Vorträge mit Lichtbildern und das vermehrte Reisen bringen auch ihm schon das Schöne in der fernen, großen Welt nahe. Das Leben des modernen Kindes ist sehr viel reicher geworden, und wenn sich für unsere Kindererziehung mit dem Schönen das Gute, die Wahrheitsliebe, der Gehorsam gegen Gebot und Pflicht, die Pietät und Dankbarkeit, die sittliche Selbstzucht, die Herrschaft über das Fleisch, die Entsagungsfähigkeit und die Rücksicht und das Dienen der Liebe verbindet, dann ist dem Leben unserer heutigen Kinder in der Tat viel geboten, mehr als uns in unserer Jugend. Ob unsere heutige Jugend mit diesem größeren Reichtnme körperlich und geistig gesünder, glücklicher, begeisterter, zufriedener ist, als wir es waren bei unserer einstigen größeren Einfachheit, das ist eine andere Frage. Suchen wir jedenfalls ein glückliches, körperlich und geistig leistungsfähiges Geschlecht aus unseren Kindern zu erziehen. — A. Portig.

Zapfenstreich.

Das Drama von F. A. Beyerlein wird täglich vor vielen Tausenden im Deutschen Reich und auch draußen gespielt. Es ist eine Ergänzungsfrage zu desselben Mannes Roman „Jena oder Sedan?“ —, objektiv eine Korrektur zu Bilses viel gelesenem Buch und zu manchen anderen literarischen Erzeugnissen über militärisches Leben. Den Offizieren der meisten Garnisonen ist der Besuch des Stückes in Uniform aus guten Erwägungen verboten worden; vielleicht aber ist er anderen Offizieren aus noch besseren Erwägungen auch in Uniform gestattet. Es ist keine das Vaterland gefährdende Persiflage. Davon hat sich ja wohl der deutsche Kronprinz beim Besuch der Première im Berliner Lessingtheater überzeugt und seinen Vater zu überzeugen versucht. Auch dürfen wir hoffen, daß es sich lange genug auf den Bühnen erhalten wird, um möglichst vielen Offizieren wie Zivilisten aus der Provinz zugänglich zu werden. Sicherlich ist lange nicht solch ein Volksstück vorhanden gewesen, in dem ohne Aufdringlichkeit große Tagesfragen unserer Nation mit dem intimen sexuellen und Ehe-Problem verwebt sind. Der Dichter konzentriert unsere Aufmerksamkeit auf Klärchen Volkhardt, des Wachtmeisters Tochter.

Das blühende Mädchen trägt das Blut von wackeren Leuten. Die Mutter muß lange tot sein; der Bruder starb vor Jahr und Tag, kein Tugendbold, aber nicht schlecht. Sie blieb ein tapferes Soldatenkind mit allen Reizen, gesund, schön, klar, frisch, des Alten Kind und Lust; nicht leichtfertig wie der Junge war, von den Offizieren der Kaserne respektiert, ein Staatsmädel. So wuchs sie jahrelang und liebte schon den Pflegebruder, Unterwachtmeister Helbig. Ein prächtiges Paar, dem Alten gerade recht, so gut wie verlobt, — noch blind für den Rest, der ihre Liebe stören mußte. Helbig war und ist ein tadelloser Unteroffizier, tüchtig, anerkannt, wenn auch ein wenig schwerfällig. Doch Klärchen wuchs sich aus. In ihr klärte sich das Blut des Vaters, ward edler, stolzer, anspruchsvoller. Gedanken wie auch Triebe bekamen einen anderen Schwung. Und in zwei Jahren wichtiger Entwickelung, während deren Helbig fortmußte und nicht schrieb, fanden ihre Augen im Leutnant von Lauffen alles, was die Seele begehrte, was ihr immer groß und schön erschienen war. Sie ist da angekommen, wo sich das Edle mit dem Durchschnitt nicht mehr binden läßt und, wenn es lebensstark und lebenfordernd ist, fast mit Naturnotwendigkeit ein Trauerspiel beginnt, in dem die tausend Kräfte der Moral und Unmoral in einem wüsten Knäuel sich bekämpfen. So war es Klärchen auch bestimmt, dem jungen Blut, dem Weib, das die Kaserne großgezogen hat in einer kleinsten Garnisonstadt an der Grenze Frankreichs, gegen Belfort zu. Da ist ihm der Kampf verordnet, in dem der Mensch es deutlich fühlt, daß er nicht Subjekt, sondern Objekt, wenn nicht gar das Instrument nur ist, doch im höchsten Grade selbstverantwortlich. Da fühlt er das Geheimnis alles Lebens, erlebt es reflektierend, daß höchste Lust und tiefster Schmerz in ihrem Wesen und Bezwecken unergründlich sind. Daß wir das hier an einem Mädchen sehen sollen, ist normal. Wo der Verstand auf keinen Fall mehr zureicht, soll man auf jeden Fall das Weib befragen, und zwar ein starkes Weib. Klärchen ist Soldatenkind; mit guten Nerven und gesundem Mutterwitz gibt sie auch Auskunft über Triebe und Gedanken, soweit sie die sich selber gibt.

In den zwei Jahren werdender Ideale hat sie den Pflegebruder Helbig keineswegs treulos vergessen, feig verlassen. Doch ist er ihren feinsten, wahrsten Trieben nicht genügend. Sie *kann* ihn darum nicht mehr lieben, und wäre sie dem Vater noch so gern zu Willen. Sie hat wohl über sich und ihre Freunde nachgedacht; sie denkt just wie ein solches Mädchen denken muß, das nicht verdorben ist durch Großstadtluft, doch offenbar in seiner Atmosphäre die Probleme unserer Ethik fragmentarisch kennen lernte, mit hellem Kopf sie aufgriff und verarbeitete, wie es der dunkle Wille fügte. Sie denkt und wehrt sich gegen die Liebe zu Lauffen, trotzig gegen sich. Aber es war, als ob alles in ihr durchtränkt war von Liebe und Sehnsucht zu ihm, der herzlich mit ihr tändeln mochte. Da meinte sie denn reflektierend: „— was so stark in dir ist, daß es dich ganz umgewechselt hat, das muß auch das Rechte für dich sein!“ — So hat sie angefangen, die Liebe zu ihm „sowie für ihr gutes Recht“ zu halten —, durch ihn glücklich zu werden, wenn es auch anderen nicht so erscheinen mochte. Und sie begehrte ein höheres Glück, als junge Mädchen sich gemeinhin träumen lassen. Sie begehrte einen Mann, dessen Vater den ihrigen bei Vionville aus den feindlichen Kürassieren herausgehauen hat; den Mann, der trotz seiner Jugend und Zartheit doch die Energie, den Heldendurst des Vaters verrät; den Mann, der für den Kriegsfall schon den Posten kennt, wo nur der Tod sein Heldenstück besiegelt. *Den* Lauffen liebt sie, der nicht wiederkommt, wenn er ins Feindesland mal reiten muß. Und weiß sie nun, daß Lauffen auf sie wartet — in seinem Zimmer (auch in der Kaserne) — abends nach dem Zapfenstreich, dann fängt für sie das Leben eigentlich erst an, und alles ruft sie zu ihm. Sie muß folgen! Und stellte sich der Vater in den Weg, und stürbe er darüber, sie müßte dennoch zu ihm. So ist's geschehen, daß sie einstweilen hinterm Rücken ihres Vaters ging. Sie warf sich Lauffen an die Brust. Er nahm sie auf. Was sonst geschah, verschweigt die Nacht. Wir ahnen, daß sie ihm im Rausch der Liebe ihre ganze Größe opferte und dabei doch so groß noch blieb, daß er staunend vor dem Mädchen stehen blieb und eine Liebe in sich spürte, zu der ihn die Bewunderung zwang.

Um diese Zeit kam Helbig wieder, suchte eine Braut und fand sein Klärchen kalt. In seinem guten Herzen kämpft der Argwohn mit der Liebe und der Eifersucht, bis er schmerzlich suchend Klärchen nachts in Lauffens Wohnung findet. Der Leutnant aber, die Entdeckung zu verhindern, schlägt ihm eine schwere Säbelwunde und läßt ihn arretieren. So kommt's vors Kriegsgericht: Enttäuscht, verzweifelt, doch immer edlen Sinnes schweigt hier der Unteroffizier; der Offizier von edlem Blut, unter dem Fluch der bösen Tat, lügt, leugnet, wankt zwar bei sich, ist immerhin bereit zum Meineid. Sein guter Kamerad von Hoewen rettet ihn davon; er hätte ihn schon gern vor dem Delikt bewahrt, den schwereren Konflikt erspart er ihm, denn Lauffen hätte bei Gott falsch geschworen. Da drängt auch noch die Liebe sich ins Kriegsgericht als Zeugin für die Wahrheit. Klärchen will sich nicht durch einen Meineid retten lassen; mit Sicher-

heit zerreißt sie alle Schleier, beichtet und bezeugt sich schuldig —, sich allein: „Wäre ich fest geblieben, dann ständen wir alle noch aufrecht —." So sieht sie es an, während Lauffen verwirrt, beschämt, voll guten Willens, doch ohne Konsequenz, sich festgewurzelt fühlt in alten Traditionen, wonach ein Offizier mit hohen Vettern, zwar des Unteroffizieren Tochter lieben darf, niemals ehelichen. Er sieht sein Unrecht, steht fest vor der Pistole seines Wachtmeisters, der sie in ehrenhaftem Stolze hebt und sie verzweifelt sinken läßt. Kurzum, es ist des Lauffen Los zu leben, seines Adelsstolzes Schande zu tragen, während sich des Alten Edelsinn mit kurzer Wendung die Ehre seines Stammes sichert und mit Revolverschuß sein Klärchen rettet. Sie stirbt mit Dank für des Vaters erlösende Tat, mit unsagbarer Liebe zu Lauffen.

So etwa die Fabel. Für den, der das Stück noch nicht sah, sei bemerkt, daß der Dichter nicht so fein in seiner Kunst ist wie Hebbel oder Maeterlinck. Dafür ist er eben volkstümlicher, verständlicher, eindrucksicherer und von sozialpolitischer Bedeutung. Nicht zart, aber alles wahr, seelisch echt begründet, wiewohl das kritisierende Publikum das nicht immer zugibt. Der Stoff ist dramatisch, dramaturgisch ohne Tadel aufgebaut. So entstand das Stück, in dem mit Berücksichtigung verschiedener Zeitinteressen an Ästhetik und Ethik das Hauptproblem mit vielen Fäden umsponnen ist, ohne daß auch nur einer davon entbehrt werden möchte. Alles hat Zweck und Ordnung. Multa et multum. Und sollten viele Zuschauer an Nebenfragen haften bleiben, wie die Hörer in der Kirche, so ist es auch noch gut: Mit feinem Griffel wird die Polenfrage hier skizziert. Was die demokratisch-sozialistische Kritik unserer Gesellschaftsordnung in der Armee vermag, ist kurz und richtig dargetan. Die mannigfachen Bildungsgrade wie Interessensphären unseres Offizierstandes sind mit markanten Zügen treffend charakterisiert. Mit klarer Tendenz, ohne Aufdringlichkeit stellt Beyerlein sein Publikum vor brutale und freundliche Tatsachen, so sachlich und unparteiisch, daß keiner sich gut mit einem bequemen Urteil zufrieden geben darf. Drastisch deutlich macht er die wirkenden Faktoren, welche die Naturen formen, treiben, selig und unselig machen. Seine künstlerische Kraft genügt der erzieherischen Bedeutung des Naturalismus, daß er die Menschen aufrüttelt, ihnen den Gegenstand mit sublimem Geiste analysiert und jeden einzelnen suggestiv zur Schlußdebatte ruft. Das ist echt protestantische Kunst, respektvoll vor dem Individuum, das im Stücke leidet oder lacht, zugleich aber eine zwingende Aufforderung an die Besucher des Theaters, zu den dargelegten sittlichen Problemen persönlich Stellung zu nehmen. Tut obendrein die ästhetische Form in Sprache, Mimik und Regie ihre erziehliche Wirkung, so darf man sagen, daß selten eine Predigt in der Kirche, eine Rede im Parlament oder in der Volksversammlung, selten ein Roman oder Preßbericht die Menschen so nachhaltig zu bewegen geeignet ist wie das Drama durch den Schauspieler in der Szenerie. Freilich bleibt die letzte Forderung, daß der Zuschauer sich selber im dramatischen Bilde wiederfindet, wie der Zuhörer in der geistlichen Rede Fragen und Antworten seiner eignen Seele vernehmen soll. Dazu ist das Allgemeinmenschliche in der Problemstellung wie Diskussion erforderlich. Das Publikum soll in Mitleidenschaft gezogen werden durch Furcht und Hoffnung für sich selber. Viele meinen, dies sei Beyerlein nicht geglückt. Eine gleiche oder ähnliche Komplikation sei doch gar zu selten. Das wage ich zu bestreiten. Ich halte diejenigen für (beneidenswert?) unerfahrene Leute, welche das Hauptproblem, Klärchens Seele, für eine Seltenheit halten. Natürlich gibt es nicht zwei gleiche Dinge in der Welt, vollends nicht zwei gleiche Menschenseelen, weil jede eine ewige Geschichte mit unzählig verschiedenen Einschlägen hinter sich hat. Aber aus so wissenschaftlicher Exaktheit macht man ja auch solchen Einwand nicht, sondern im Gegenteil aus Oberflächlichkeit, von denen zu geschweigen, die um eines schlechten Gewissens willen das Thema schnell fallen lassen möchten. Nun ist Prüderie ja nicht gerade das Kennzeichen unserer Zeitgenossen. So sollte man sich freimütig umsehen und erkennen, daß wir in Klärchen den Typus einer Mädchenseele vor uns haben, wie er mit unwesentlichen Varianten zu Tausenden bei unsern Familien in Stadt und Land zu Tage tritt. Ihr Schicksal mag, menschlich geredet, in den meisten Fällen ein günstigeres sein, selten ein schlimmeres. Das überhebt uns nicht der sittlichen Forderung des Dichters, dem typischen Problem ernsthaft ins Gesicht zu sehen. Wir treten am Schluß des Stückes doch alle zitternd an das Grab von Klärchen Volkhardt, da begehren wir eine klare Auseinandersetzung von Recht und Unrecht, Sünde und Schuld. Kein Einsichtiger wird sich finden, der den ersten Stein aufhebt; manche Mutter aber wird danken, daß sie noch da ist und Kraft hat, der Tochter eine Freundin zu sein. Unsere vornehme Gesellschaft soll auch herantreten und wissen, daß das Vaterland nicht ganz gesichert ist durch einen tapferen Offizierstand. Bevor solche Tapferkeit in Frage kommt, haben wir alle eine tapfere Schlußfolgerung aus der Erkenntnis zu ziehen, daß die Zeiten eine gewaltige Wandlung im sozialen Körper bewirken.

Friedenau. A. Urbain.

Vom Büchertisch.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

„Es werde!" Ein Bild der Schöpfung. Von Dr. phil. E. Dennert. Agentur des Rauhen Hauses. Hamburg.

Zeitgemäße Traktate aus der Reformationszeit. In Verbindung 2c. herausgegeben von Lic. Const. v. Kugelgen. 3. Huttens Briefe an Luther. Von E. Sprenger. Richard Wöpke. Leipzig.

Moderne Predigt-Bibliothek II. 4. Neue Menschen von Arnold Köster. Ebenda.

La pensée réligieuse au sein du Protestantisme Libéral — par A. N. Bertrand, Pasteur licencié ès-lettres. Fischbacher. Paris. 1903.

Zum Geleit! Des Kaisers Worte an seine Söhne. Gebauer u. Schwetschke. Halle a. S.

Wissenschaft und Religion. Von A. Malvert. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M. 1904.

Die Lehrer-Orientfahrten im Jahre 1903. Jul. Bolthausen. Solingen.

Auf Kaisers Geburtstag. Zum Geburtstag des Landesherrn. Tonsätze für gem. Chor. Vandenhoek u. Ruprecht. Göttingen.

Corpus Reformatorum volumen LXXXVIII. Huldreich Zwinglis sämtliche Werke unter Mitwirkung des Zwingli-Vereins in Zürich, herausgegeben von Dr. Emil Egli, Prof. a. d. U. Zürich und Dr. Georg Finsler, Religionslehrer a. Gymn. in Basel. Band I. Lief. 1. Berlin. C. A. Schwetschke u. Sohn. 1904.

Dr. M. Apel: Immanuel Kant. Ein Bild seines Lebens und Denkens. Berlin. C. Skopnik.

Hobbing, Pastor, Halle a. S.: Seit dem Tage der Konfirmation. Lebensnotizbüchlein. Halle a. S., Stadtmission.

Fr. Delitzsch: Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

D. W. Schmidt, o. Prof. d. Univ. Breslau: Der Kampf der Weltanschauungen. Berlin. Trowitzsch u. Sohn. 1904.

Stoffregen: Passionsblumen. Hildesheim. G. Helmke.

Dr. A. Mannheimer, Prof.: Geschichte der Philosophie in übersichtlicher Darstellung. II. Von der Entstehung des Christentums bis Kant. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1904.

D. C. F. G. Heinrici: Ist die Lebenslehre Jesu zeitgemäß? Leipzig. Dürr. 1904.

Dr. Karl F. A. Lincke, Gymnasialprofessor in Jena: Jesus in Kapernaum. Ein Versuch zur Erklärung des Markus-Evangeliums. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr. 1904.

W. Bartholomäus: Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. IX., 4, 5, 6, 7. Bielefeld. A. Helmich.

Blast das Fegefeuer aus! Befreit Euch von der Seelenangst!! Von einem alten Dissidenten. Selbstverlag. Darmstadt. 1903. (Adolf Küßner.)

Tertius: Den Konfirmanden auf den Berufsweg. Praktische und seelsorgerliche Ratschläge. Leipzig. G. Strübig.

J. D. Hirsch, Hauptlehrer a. D.: Der Aberglaube. Ein Beitrag zur vaterl. Kultur- und Sittengeschichte. Bielefeld. A. Helmich.

D. A. Bolliger, Prof. der Theol.: Wie besiegen wir die Trägheit? Rede. Basel. Benno Schwabe.

Derselbe. Die rechte Religion. Der Basler Schulsynode vorgetragen. 24. 11. 03. Basel. Benno Schwabe.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 11.

Bremen
Berlin.

12. März 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Randbemerkungen zur sozialen Frage. — Aus der Pfalz. Jahresrückblick. III. — Aus dem Reichslande. Der Einzelkelch. — Frankreich. Abbé Loisy. — Anzeigen.

Randbemerkungen zur sozialen Frage.

Bei den sozialen Bewegungen und Erregungen unserer Zeit hört man neuerdings immer wieder das Stichwort „Machtprobe" fallen. Als handele es sich dabei nur um das Ringen um die äußere Macht. Als ständen sich die Gegner mit zusammengebissenen Zähnen gegenüber: wollen einmal sehen, wers am längsten aushält. Wie Knaben beim Tauziehen die Probe auf die Kraft ihrer Muskeln machen; wer die stärksten Muskeln hat, zieht den anderen zu sich herüber. Es ist ja freilich zu begreifen, wenn in der Hitze eines aktuellen wirtschaftlichen Kampfes die Gemüter sich so erregen, daß die tiefer liegenden Beweggründe des Kampfes schließlich übersehen werden und es heißt: nun gerade nicht; nun wollen wir einmal sehen, wer der Stärkste ist. Aber trotzdem ist es grundverkehrt — wie es oft geschieht —, die ganze soziale Bewegung von diesem Gesichtspunkte der Machtfrage aus zu beurteilen. So liegt die Sache nicht, daß es den Arbeitgebern auf nichts anderes ankomme, als Herrn und zwar autokratische Herrn im Hause zu bleiben, und den Arbeitern auf nichts anderes, als die unbeschränkte Herrschaft des Proletariats aufzurichten. Wenn die soziale Bewegung nicht auf besserem Boden gewachsen wäre und nicht aus edleren Quellen gespeist würde, dann wäre es längst mit ihr vorbei. Etwas sittlich so geringwertiges wie die brutale Macht und was die gebiert, läuft nicht lange in der Geschichte. Was da Dauer haben will und Kraft und Zukunft, muß seinen Zusammenhang mit dem sittlichen Lebensgrunde des Menschenwesens nachweisen können.

Die soziale Bewegung kann das; und je mehr die Kämpfe in derselben scheinbar einen ausschließlich wirtschaftlichen Charakter annehmen, um so nötiger ist es für den gerechten und gedeihlichen Austrag derselben, sich an den großen sittlichen Werten zu orientieren, die in der sozialen Bewegung beschlossen liegen. Es seien uns dazu einige Randbemerkungen gestattet, die, sind sie auch nicht neu, doch erneuter Beachtung wert bleiben.

Die Maschine ist die Mutter unserer sozialen Bewegung. Über ihre Bedeutung für den tausendfach gesteigerten Ertrag der Arbeit und was damit zusammenhängt, sprechen wir hier nicht, sondern wir denken an ihre Bedeutung für das sittliche und geistige Leben der Arbeiter. Die hat sie, leider. Der maschinelle Betrieb der Industriearbeit ist für zweierlei heiliges Menschenrecht von Millionen eine Gefahr geworden, für das Recht, eine freie, sittliche Persönlichkeit zu werden und für das Recht auf häusliches Glück und Behagen. Denn im großen und ganzen verlangt die Bedienung der Maschine „Hände", keine Geister, mechanische Griffe, keine Überlegung. Und die mit der Maschine zusammenhängende Teilung der Arbeit verurteilt viele Menschen dazu, ihr Leben lang immer nur ein und dasselbe Teilchen eines Ganzen herzustellen, nie ein Ganzes selbst. Wie wenig hat da der Geist zu arbeiten bei der Arbeit. Wie viel verliert da die Arbeit von ihrer geistbildenden, willenstärkenden Macht. Man hat drastisch aber nicht mit Unrecht gesagt: die Maschine macht Menschen zu Maschinenteilen; sie arbeitet an der Entseelung der Menschen. Dagegen ist eingewendet worden: Die Maschinen werden immer feiner und komplizierter und verlangen zu ihrer Bedienung angestrengte Aufmerksamkeit und Überlegung. Sicher gibt's solche Maschinen. Aber im allgemeinen wird doch die Vervollkommnung der Maschinen gerade das erstreben, daß sie immer mehr so zu sagen „von selber gehen", immer weniger die geistige Beihülfe des Arbeiters benötigen. — Das Gros der heutigen Industriearbeiter bestätigt in dem Stande seines geistigen Lebens die angegebene Wirkung der Maschinenarbeit. Es besteht, wie Theob. Ziegler („Die soziale Frage eine sittliche Frage") mit Recht sagt, aus „Masse", undifferenzierter, gestaltloser „Masse", nicht aus irgend belangreich herausgearbeiteten Persönlichkeiten. Nur darum läßt es sich auch von seinen Führern so vollständig beherrschen und nur darum bildet es mit seinen ungeordneten, undurchleuchteten Instinkten eine Gefahr für unser Volksleben. Was dazu helfen kann, solchem Zustande ein Ende zu machen, ist zu begrüßen und geradezu als eine sittliche Forderung anzusehen. Soweit es nur die Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie und unseres Handels erlaubt, müssen den Arbeitern Zeit, Mittel, Gelegenheit zur Erhaltung und zum Ausbau ihres geistigen Lebens außerhalb der Arbeitsstunden gewährt werden, zum „Menschen"bleiben. Denn das vergesse man ja nicht, daß der wahre Volkswohlstand und die wahre (auch wirtschaftliche) Volkskraft weit mehr in der Vermehrung der wirklichen „Menschen", als in der Vermehrung der Kapitalien besteht. Je mehr die Arbeitermasse zu Arbeiterpersönlichkeiten wird, um so weniger bedrohlich für die wahren Güter des Volkslebens wird die Arbeiterbewegung, um so reicher aber die Leistungsfähigkeit der Volkskraft auf jedem Gebiete.

Es gibt Klassen von Arbeitern, z. B. die Bauarbeiter, welche von der Maschine weniger zu leiden haben und bei ihrer Arbeit nicht blos „Hände" zu werden brauchen. Und sie stehen doch gerade infolge ihrer höheren Intelligenz im Vordertreffen der heutigen Arbeiterbewegung. Es wäre aber verkehrt, ihren Bestrebungen etwa nur Habsucht und Genußsucht als Motive unterzulegen. Auch bei ihnen steht, von Tausenden mehr geahnt als klar erschaut, ein sittliches Moment im Hintergrund. Denn in der heutigen kapitalistischen Form des Erwerbslebens liegt zweifellos eine Gefahr für die persönliche Freiheit und Selbstständigkeit der einzelnen Arbeiter. Wird die ungeheure Macht des Kapitals in harter, selbstsüchtiger Weise ausgenutzt, so bedeutet sie — etwa durch Entziehung der Arbeitsgelegenheit — für die heutigen Arbeiter dasselbe, was für die einstigen Sklaven die Peitsche des Aufsehers bedeutete.

Im letzten Grunde scheint es sich uns also bei der sozialen Bewegung überall um das sittliche Fundamentalrecht des Menschen zu handeln, um das Recht der „Persönlichkeit". Auch auf der anderen Seite, bei den Arbeitgebern. Und da möchte ich dieses Recht, mit dem wahres Menschentum steht und fällt, ebenso sorgfältig gewahrt sehen, als bei den

Arbeitern. Für geistig, nach Intelligenz oder Willen, bedeutendere Menschen soll es auch in der Industrie und im Handel entsprechenden Platz und entsprechende Mittel geben, um ihre größeren Geisteskräfte in der ihnen zukommenden Weise wirksam und fruchtbar zu machen. Für größere Menschen auch die Gelegenheit zu größerem Wirken! Darin liegt das sittliche Recht der Kapitalbildung und der Kapitalmacht. Aber nie, niemals benutze größeres Menschentum seinen höheren Platz und seine reicheren Mittel, um kleineres Menschentum zu unterdrücken. Und das „Herr im Hause" sein besteht nur soweit zu Recht, als man wirklich Herr in einem „Hause" sein will, in einer menschlichen Gemeinschaft, aber nicht in einer recht- und willenlosen Herde. Christen wissen's nun einmal nicht anders und dürfen's nicht anders wissen, als daß wahres Herrschertum ein Dienst am Menschen sein soll, eine Benutzung der größeren geistigen und materiellen Hülfsmittel, um Menschen zu „Menschen" zu erziehen. Man könnte darum schon eine bedenkliche Verschiebung des sozialen Problems darin erblicken, daß man sich gewöhnt hat, „Kapital" und „Arbeit" gegenüber zu stellen, also unpersönliche Dinge. Unter dem christlichen Gesichtspunkte stehen sich vielmehr Kapitalisten und Arbeiter gegenüber, Menschen gegenüber Menschen, die einen mit sittlichen Rechten so gut wie die anderen. Mag sich die wirtschaftliche Lösung des Problems mehr nach den Wünschen der einen oder nach denen der anderen vollziehen, auf unserem Standpunkte kann die Lösung nur die Bedeutung haben, daß auf beiden Seiten die „Menschen" zu ihrem Recht kommen.

Damit ist zugleich die Aufgabe gezeichnet, die nach unserer Meinung die kirchliche Presse hinsichtlich der sozialen Bewegung zu erfüllen hat. Die wirtschaftlichen Fragen derselben sind nur insoweit ihre Sache, als sie zugleich und unmittelbar sittliche Fragen darstellen. Vor allem anderen aber hat die kirchliche Presse die Kämpfenden mit lauter Stimme immer und immer wieder auf den sittlichen Untergrund der Bewegung hinzuweisen, hat die sittlichen Probleme klar zu stellen, um welche es sich handelt, hat zu ihrer allmählichen gedeihlichen Lösung das Bewußtsein von den sozial-sittlichen Menschenrechten und sozial-sittlichen Menschenpflichten auf beiden Seiten zu stärken und zu schärfen. Und was darin schon beschlossen liegt: Die kirchliche Presse kann bei aktuellen Tageserscheinungen (Streiks ꝛc.) nicht mit verbundenen Augen dastehen, aber sie soll sich doch hüten, durch eine bei solchen Anlässen leicht durch Leidenschaft beschlagene Brille zu sehen und einseitig Partei zu ergreifen. Auch bei aktuellen Anlässen soll sie sich die Ruhe sittlich prinzipieller Behandlung bewahren.

Aus der Pfalz.

Jahresrückblick III.

Allgemeine Kirchenumlage und Pfarrverein.

Mit besonderem Hochdruck war für die Vorlage des Pfarrvereins, die Einführung einer allgemeinen Kirchenumlage betreffend, gearbeitet worden. Die praktische Durchführung dieser Vorlage wäre für unsere protestantische Kirche in Bayern ein Segen. Denn wir haben bei der ultramontanen Kammermehrheit für unsere kirchlichen Bedürfnisse nichts zu hoffen. Auf der einen Seite befindet sich der Staat im Besitz der zur französischen Revolutionszeit säkularisierten Kirchengüter und bezeichnet die Geistlichen als königliche Pfarrer, auf der anderen Seite aber bestreitet er für sich die Verpflichtung, neue Pfarreien zu schaffen, die Pfarrer als Staatsdiener analog den anderen akademisch vorgebildeten Berufsklassen zu besolden und den Hilfsgeistlichen ein entsprechendes Gehalt zu gewährleisten, ja, er hat — man lese und staune! — den famosen Satz aufgestellt, der Pfarrer sei nur insofern königlich, als er der Inhaber einer königlichen Pfarrei sei. Jeder Gehaltserhöhung der Geistlichen um ein paar hundert Mark, die aber nur in stets widerruflicher Weise gewährt wird, sowie jeder Errichtung einer neuen Pfarrei oder eines neuen Vikariats geht ein ganz unwürdiges Betteln und jeden billig Denkenden entrüstendes Markten voraus. Denn die ultramontane Fraktion in der Kammer gibt keine protestantische Seelsorgerstelle für die in der Mehrheit protestantische Pfalz, ohne daß dafür zugleich eine katholische errichtet wird. Da mußte man denn notgedrungen auf den Weg der Selbsthülfe verfallen. Die Kirchenumlage würde nicht nur der Notlage der gering besoldeten Geistlichen und dem Mangel an Seelsorgerstellen abhelfen, sondern auch die Ablösung des ungerechten Pfründensystems und der den Geistlichen entwürdigenden Kasualgebühren herbeiführen, und endlich die entsprechende Honorierung des niedern Kirchendienstes, die Aufbringung unangenehmer Kollekten nnd anderes mehr in die rechten Wege leiten. Die Gefahr dabei ist nur die, daß dann der Staat seine bisherige Sustentation zu den Pfarrgehältern und Kirchenbauten zurückziehen und die steuerkräftigen Protestanten in die mißliche Lage versetzen könnte, die eigenen Bedürfnisse aus eigener Tasche zu bestreiten und doch an dem Kultusetat des Staats noch fernerhin zu partizipieren. Auch ist Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Staatsregierung der Kirchenumlage nicht freundlich gegenübersteht, weil sie fürchtet, es möchte dadurch das Staat und Kirche zusammenhaltende Band gelockert werden. Dem Pfarrverein soll das Verdienst nicht geschmälert werden, in Sachen der Kirchenumlage energisch vorgegangen zu sein. Seine Leiter haben keine Arbeit und keinen Weg, selbst nicht bis zu den Stufen des Trones, gescheut, um zuerst Gehaltserhöhung und dann Garantie für die Kirchenumlage zu erhalten. Ob aber der Ton, der dabei angeschlagen worden ist, der richtige war, ist mehr als fraglich. Dieser Ton hat den sogenannten Konflikt der pfälzischen Geistlichen mit dem bayerischen Ministerium geschaffen. Das ist aber nicht ganz richtig ausgedrückt: nicht die pfälzischen Geistlichen stehen im Konflikt, sondern der Pfarrverein, der freilich die Mehrzahl der pfälzischen Geistlichen in sich schließt. Doch hat der des geistlichen Amtes und seiner vorbildlichen Stellung uneingedenke Ton manchen ferngehalten oder vom Verein abgetrieben. Denn es kann den berechtigten Forderungen der Geistlichen ganz gewiß kein Wohlwollen erwecken, wenn die Petenten sich beikommen lassen, in einem Briefe an der Wahrheitsliebe des Ministers zu zweifeln, der für die Geistlichen keine Mittel zur Verfügung haben will, während er für die Aufbesserung von Subalternbeamten ein paar Hunderttausende springen läßt, oder wenn sie dem greisen Prinzregenten, der ihre Abgeordneten mit der Versicherung seines Wohlwollens empfangen hat, die Pistole auf die Brust setzen, um ihn geradezu zu zwingen, sein, in einem konstitutionellen Staat garnicht mögliches, sondern nur in der Annahme der zur Audienz Zugelassenen existierendes Versprechen einzulösen und nach der Meinung des Vereins mißgünstige Minister abzusetzen oder aber die Folgen der Nichteinlösung vor der Öffentlichkeit tragen zu müssen. Es spricht von einer vollständigen Verkennung der Rechtslage oder von noch viel Schlimmerem, wenn die leitenden Persönlichkeiten des pfälzischen Pfarrvereins auf diesem Wege meinen ihr Ziel erreichen zu können. Es ist höchste Zeit, in andere Bahnen einzulenken, wenn nicht die gepriesenen Verdienste der Vereinsleiter die Aussichten der pfälzischen Geistlichen für lange Zeit hinaus zerstören sollen. Der Protestantenverein als solcher steht den Bestrebungen des Pfarrvereins vollständig gleichgiltig gegenüber und überläßt es seinen geistlichen Mitgliedern, zur Sache nach Belieben Stellung zu nehmen. Auch bei den Laien enthält er sich jeder Einwirkung, obwohl er deren Zustimmung sicher sein könnte, wenn er gegen den Antrag des Pfarrvereins Stimmung machen wollte. Denn, obwohl in den Synoden ein fast überraschend günstiges Resultat für denselben herauskam,

so begegnet man fast allenthalben, besonders seit dem Auftreten des Pfarrvereins, deutlichen Spuren der Abneigung in Laienkreisen.

Aus dem Reichslande.

Der Einzelkelch.

Die friedliche Stille, in der sich unser kirchliches Leben einer gesunden Entwickelung erfreut, ist neuerdings ein wenig, aber auch nur ein wenig, unterbrochen worden. Den Anlaß hierzu gab die Abendmahlsfrage. Wie sonst oft schon auf praktischem Gebiete, ging auch hier die Bewegung von der Straßburger Fakultät aus; die Vertreter der praktischen Fächer, Spitta und Smend, haben vor einiger Zeit, erst mehr im geschlossenen Kreise, dann vor der erweiterten Öffentlichkeit die Frage angeregt, ob nicht aus hygienischen und ästhetischen Gründen beim Abendmahl der Einzelkelch an Stelle des Gesamtkelches treten sollte. Während aber sonst diese Frage in anderen Ländern vorerst im schleppenden Gewande ausgedehnter Untersuchungen und Erhebungen medizinischer und kirchlicher Behörden auftauchte, glaubten die Genannten, bei uns könnte das Experiment gewagt werden, in kürzester Frist und ohne allzu umständliche Verständigung der in Betracht kommenden Kreise die Änderung sofort praktisch in Szene zu setzen. Der Erfolg, oder sagen wir besser der Mißerfolg, hat bewiesen, daß unsere verdienten Vertreter der praktischen Theologie dieses Mal doch etwas unpraktisch vorgegangen sind. Es ist fraglich, ob auch nur eine einzige Kirche Straßburgs schon zu Ostern, wie es geplant war, das Abendmahl in der neuen Form zur Austeilung bringen wird; und so wird es dann wohl auch in den übrigen Kirchen des Landes sein. Es wirft aber auf die dogmatische Unbefangenheit weitester Kreise in unserer Landeskirche ein gutes Licht, daß *nicht* sowohl *dogmatische*, als vielmehr rein praktische und weiterhin auch ideelle Gründe allgemeinster Natur, die Schuld an diesem Mißerfolge tragen. Nur aus dem ganz streng lutherisch-konfessionellen Lager, dessen Häuflein übrigens sehr klein ist, sind zwei eifernde Stimmen mit dogmatischen Erwägungen gegen die Neuerung zu Felde gezogen; sonst hat die Dogmatik in die Behandlung der Frage hierzulande nicht hineingespielt. Aber das fragen sich unsere Pfarrer und Kirchenräte: wie kann bei der jetzigen baulichen Anlage unserer Gotteshäuser und ihrer inneren Ausstattung die Neuerung in eine würdige Form gebracht werden? Als erst einmal Servierbretter mit verschiedenen Einzelkelchen einem vor's Auge traten, da konnte man sich doch des Gedankens an Wirtschaftsbetrieb und manch anderes nicht leicht entschlagen, und das Feuer der ersten Begeisterung sank sehr schnell in sich zusammen. In kleineren, intimeren Abendmahlsgemeinschaften mag die Würde auch bei der neuen Form gewahrt bleiben, aber beim Abendmahl von Massengemeinden ist ihre würdige praktische Durchführung vorerst doch noch ein Problem. So hat denn bis jetzt der Kirchenrat *einer* Straßburger Kirche (St. Aurelien) auch beschlossen, den Gesamtkelch für die große Gemeinde einstweilen noch beizubehalten, den Einzelkelch aber für kleinere Abendmahlskreise, wo solche sich zusammenschließen, freizustellen. Ob damit nicht der schöne, große Abendmahlsgedanke von der *Gemeinschaft aller* der Zersetzung entgegengeführt wird und der Anfang gegeben ist zu einem Abendmahl für feinere und für gewöhnlichere Volksschichten sei dahingestellt. Jedenfalls sind der Gegeneinwände praktischer und, wie angedeutet, auch ideeller Natur so viele, daß wir jetzt nach dem ersten Anlauf der Begeisterung allgemein im Stadium kühlen, ruhigen Abwartens stehen. Was die Gemeinden im großen und ganzen betrifft, so kann man sagen, daß sie nur schwer für eine Änderung zu haben sind: was ihnen durch die Tradition der Jahrhunderte vertraut geworden und mit dem Gemütsleben verwachsen ist, lassen sie sich so leichten Kaufes nicht durch die kühle Berechnung wissenschaftlichen Verstandes und einer geschärfteren ästhetischen Empfindungswelt nehmen. Ja, aber die Bazillenfurcht!? Nun, ich muß gestehen, man sollte tatsächlich mit ihr in unserer Frage nicht so ostentativ hausieren gehen. Uns ziemt es — die medizinische Wissenschaft predigt ja das in ihrer Art auch — die Basis eines ruhigen Gottvertrauens auch hier nicht zu verlassen; nicht etwa aus irgendwelchen heidnisch-superstitiösen Gründen, weil es sich beim Abendmahl um eine fromme Sache handle, sondern aus der ganz einfachen und nüchternen Erwägung heraus, daß wir sonst im Leben uns noch tausendfach auf den Isolierschemel setzen müßten, wollten wir jeder Ansteckungsgefahr enthoben sein. Es war nicht wohl getan, hier Verwirrung und Beunruhigung in Gemüter hineinzuwerfen, die bisher ohne sonderliche Bazillenangst den Abendmahlskelch nahmen, im übrigen aber auch so gläubig durchdrungen waren von dem Bewußtsein: Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. — Das *ästhetische* Moment, man scheue sich doch nicht es zu sagen, spielt offenbar in der ganzen Bewegung die größere Rolle; dieses stelle man — es ist ja durchaus berechtigt — darum auch ruhig in den Vordergrund bei allen weiteren Verhandlungen und es kann nicht fehlen: Sobald man nur eine wirklich *praktische* Form der Kelchspendung gefunden hat, die, ohne der Würde der feierlichen Handlung etwas zu vergeben, die alte Form ästhetisch übertrifft, wird die Neuerung doch noch ihren Einzug halten.

Frankreich.

Abbé Loisy.

Vom Reformkatholizismus spricht man nicht mehr. Er scheint erschlagen. Hoffentlich ist es nur Scheintod. Einige Glieder zucken wenigstens noch. Schell regt sich, Ehrhard muß wohl ein besonderes Lebenszeichen in Straßburg vorbereiten. Inzwischen ist dem gottlosen Frankreich ein Nachfolger für Renan geschenkt worden, eine ganz junge moderne Kraft: *Alfred Loisy*, seines Zeichens Professor an der Sorbonne in Paris, Angestellter der Republik, in schwer antastbarer Stellung, wiewohl Abbé der katholischen Kirche Frankreichs. Von ihm ist zur Zeit in den theologisch-kirchlichen Kreisen und weit darüber hinaus im ganzen westlichen Europa viel die Rede. Wir möchten wohl wissen, wie ihm dabei zu Mute ist. Nach dem Tenor seiner Schriften zu urteilen, ist er ein fein lächelnder Mann mit hoher breiter Stirn. Wir legen Wert auf die Kenntnis seiner Physiognomie, um nach menschlicher Berechnung daraus zu schließen, wes wir uns seiner in der Zukunft zu gewärtigen haben. Jedenfalls ist er ein edler Typus des Franzosentums, feine Ironie sein Grundzug. Vielleicht ist jetzt noch etwas Schmerz darin, wie er großen Leuten eignet, die für viele zu leiden haben. Und etwas vom besten Trotz. Wir schließen das aus den beiden Büchern, die vor uns liegen:

A. Loisy, L'évangile et l'église. 3e édition. 1904. Chez l'auteur, 31, brd Verd de Saint-Julien, Bellevue (S.-et-O.)

A. Loisy, Autour d'un petit livre. 2e édition. 1903. Paris, Alph. Picard et fils.

Seit zwanzig Jahren studiert Loisy Theologie, er publiziert seit fünfzehn Jahren Bücher oder Aufsätze über alt- und neutestamentliche Religion. 1893 wurde er wegen Ketzerei von seinem Lehrstuhl am Institut catholique in Paris enthoben. Der Ex-Professor arbeitete weiter, später als Lehrer an der Sorbonne. Aber er seufzt: Spectacle peu glorieux pour l'Église de France que celui de cette poursuite où les travailleurs désintéressés semblent traqués comme des bêtes dangereuses! Depuis une dizaine d'années, sans appui du côté du monde, qui aurait pourtant quelque raison de les soutenir, ils lèvent les yeux vers les trônes où siègent les Évêques

préposés par l'Esprit-Saint au gouvernement de l'Église de Dieu: sous la croix pectorale n'y a-t-il pas le cœur d'un père, et sous la mitre d'or l'intelligence d'un docteur?" — — 1900 verbot der Erzbischof der Revue du clergé français den Druck einer Artikelserie von Loisy wegen Ketzerei. Im Januar 1903 untersagte derselbe, Kardinal Richard, seinem Klerus und Volk die Lektüre des Buches „L'évangile et l'église". Diesem Beispiele schlossen sich viele französische Bischöfe in ihren Diözesen an. Vierzehn Tage später (2. Februar 1903) schrieb Loisy an den Erzbischof: „Il va de soi que je condamne et réprouve toutes les erreurs que l'on a pu déduire de mon livre — —" Eine solche Unterwerfung hat den alten Herrn betört: „Son Éminence, heureuse de cette démarche de M. l'abbé Loisy, lui en a témoigné toute sa satisfaction", — so wurde (7. Februar 1903) amtlich gemeldet. Loisy zog allerdings das Buch aus dem Buchhandel zurück, nahm es zu sich, ließ aber doch im Laufe des Jahres zwei neue Auflagen erscheinen. Es ist durch jeden Buchhändler zu beziehen. Neuerdings hieß es, seine Unterwerfung sei bei der Curie in Rom doch nicht acceptiert worden. In der Tat hätte man sich über solche Gutmütigkeit wundern müssen. Zu Weihnachten 1903 wurden seine vier letzten Bücher (die beiden genannten und je eins über das vierte Evangelium resp. die Bergpredigt, letztere beide aus 1903) durch Inquisitionsurteil in Rom verdammt. Das hat ihnen nicht geschadet. Auch Loisy setzt seine Vorlesungen fort.

Was lehrt nun dieser Loisy? — Bezüglich seiner exegetischen Anschauungen bekennt er von der deutsch-protestantischen Theologie vieles gelernt zu haben, schätzt sie als eine gewaltige, wenn auch noch unvollständige Leistung. Im übrigen versichert er, daß die exegetischen Grundsätze historischer Kritik ont été reprises sous une forme ou sous une autre, en ces dix dernières années, par les exégètes catholiques les plus recommandables, von vielen, die durch Leo XIII. in die päpstliche Kommission für biblische Studien berufen wurden (1902). Diese Nachricht ist nebenbei auch dann noch sehr erfreulich, wenn Pius X. die betreffenden Herren (siehe Beilage vom 20. Febr. 04) unschädlich machen sollte. — Indes der eigentliche Sturm gegen Loisy brach erst los, als er Ende 1902 „L'évangile et l'église" erscheinen ließ als Besprechung von Harnacks „Wesen des Christentums", von dem er in der Vorrede (S. VII.) schreibt: Peut-être y a-t-il quelque utilité à faire de ce livre un examen attentif, non précisément pour le réfuter, mais pour déterminer sa véritable situation à l'égard de l'histoire. Diesem Gedanken bleibt er treu, wenn er auf 279 Seiten in sechs Kapiteln Harnacks 16 Vorlesungen von 1899/1900 durchgeht. Wiewohl er ab und zu etwas eifrig gegen den éminent savant wird und dessen Betrachtungsweise als einseitig bekämpft, fühlt er sich doch im Grunde immer als sein Schüler, der hauptsächlich getragen von dem katholischen Traditionsprinzip, aber vor allen Dingen durchdrungen von der Evolutionstheorie, über seinen Meister hinausstrebt in der Beurteilung der kirchengeschichtlichen Entwickelung des Christentums. Harnack selbst hat in einer feinen Besprechung des Loisyschen Buches (Theol. Litt. Ztg. 1904, Nr. 2) eingeräumt, daß seine Darstellung der Ergänzung bedürfe, daß er aber bei Loisy keine Gegensätze zu sich fände, dagegen mangelndes Verständnis des romanischen Katholiken für den germanischen Protestanten. Dieser Gedanke ist außerordentlich wertvoll und sollte viel mehr bei der Betrachtung fremdländischer Anschauungen gewertet werden, als es gemeinhin geschieht. Ob er im vorliegenden Fall zutrifft, ist unseres Erachtens schon mit Grund bezweifelt worden von Prof. Esser-Bonn (Germania, Wissensch. Beilage v. 18. Febr.). Übrigens dürfen wir eine gründliche Erwiderung Harnacks abwarten, die er in einer eben angekündigten Vorlesung für das nächste Sommersemester vermutlich zu geben gedenkt.

Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen und direkt, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Grundlagen der Kirche.

Hans Gallwitz, Superintendent. Preis brosch. ℳ 5.—, in Origbd. ℳ 6.50.

Hans Gallwitz schreibt:

Statt einer Vorrede.

Die Gesinnungen, welche dem Menschen die einheitliche, sittliche, zweckvolle Ausübung seiner Tätigkeit verbürgen, sind die für ihn fruchtbare und darum für ihn einzig giltige Wahrheit. Goethe.

Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten; nur in der stärksten Anspannung eurer edelsten Eigenschaften werdet ihr erraten, was in dem Vergangenen wissens- und bewahrungswürdig und groß ist.

Jetzt geziemt sich zu wissen, daß nur der, welcher die Zukunft baut, ein Recht hat, die Vergangenheit zu richten.

Eine Religion, die in historisches Wissen unter dem Walten der reinen Gerechtigkeit umgesetzt werden soll, eine Religion, die durch und durch wissenschaftlich erkannt werden soll, ist am Ende dieses Weges zugleich vernichtet. Nietzsche.

Die Theologie muß heute die Wissenschaft sein, welche die christliche Religion von der Wissenschaft befreit. — Aus der Paradoxie dieser Aufgabe entspringt der größte Teil der Schwierigkeiten, die sie belasten. Ad. Harnack.

Die Griechen wollten das ausschließlich Menschliche kennen lernen, die Germanen die außermenschliche Natur. Von jenen wird der Menschengeist ohne weiteres als Mittelpunkt angenommen, von wo aus nicht allein die ganze Natur spielend überschaut, sondern auch alle Dinge gleichsam von der Wiege bis ins Grab, nämlich von ihren ersten Ursachen her bis in ihre angebliche Zweckmäßigkeit verfolgt werden. Diese Annahme ist ebenso falsch wie naiv. Die Erfahrung hat es bewiesen. Unsere germanische Wissenschaft wandelte von Beginn an andere Wege. Chamberlain.

Wieder stehen wir mitten drin in einem Kampf, in einem neuen Kampf. Es handelt sich darum, die christliche Wahrheit aus dem Weltbild der antiken und mittelalterlichen Kultur hineinzuarbeiten in das Bild der modernen Welt. Die theologische Wissenschaft hat also den Beruf, eine Vermittlung nicht zwischen Glauben und Unglauben, sondern zwischen antiker und moderner Weltanschauung zu finden. von der Goltz.

* * *

Die vorstehenden Aussprüche verschiedenartiger Persönlichkeiten sind von derselben Grundstimmung getragen, wie das vorliegende Buch und weisen auf dasselbe Ziel hin, welches auch dieses ins Auge gefaßt hat. Die Tatsache, daß diese Sätze aus den Herzen so verschieden gerichteter Männer emporgequollen sind, schafft Raum für die Hoffnung, daß es nicht Phantasterei ist, nach einer einheitlichen, christlichen Kultur zu trachten, in welcher Diesseits und Jenseits, Natur und Gott, Wissen und Glauben, Erkenntnis der Vergangenheit und Arbeit an der Gestaltung der Zukunft, kurz Denken, Empfinden und Wollen nicht mehr als unvereinbare Gegensätze empfunden werden.

Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.

Süße

Messina-Apfelsinen

per Originalkiste 100 Stück Ia. 5 ℳ, 200 Stück 9 ℳ; 150 Stück mittelgroß 5 ℳ, 300 Stück 9 ℳ; **Blutapfelsinen** 1 ℳ mehr; Postkorb (10 Pfund) 2,50 ℳ, Blut- 3 ℳ; Postkörbe franko; geringere Sorten billiger, versendet

Aug. Ahrens,
Südfrucht engros,
Hamburg, Deichstraße 12.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.

Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bremen. **Verlag von Carl Schünemann.**

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.